

Das verstummte Lachen.

Persönliche Erinnerungen an Girardi.

Von Siegfried Roewh.

Ein Abglanz aus der Raimundzeit lag auf Girardis künstlerischem Erdenwallen. Er hatte ja nicht allein in seinem Wesen viel Verwandtes mit dem von ihm abgöttisch verehrten Ferdinand Raimund, sondern erinnerte auch in seinen Gesichtszügen merkwürdig an sein Ideal. Er blickte zu dem Dichter des „Verschwenders“ auf, wie zu einem höheren Wesen, und sammelte an alten Ausgaben Raimund'scher Werke, an Rollenheften, Porträts, Briefen und Zetteln von seiner Hand, was er irgend erraffen konnte. Noch auf seinem Krankenlager ließ er sich von seinem Sohne den „Alpenkönig“ und die „Gefesselte Phantasia“ vorlesen. Girardi war erst auf dem Umwege über leichte Poesien und zumeist stumpfsinnige Operetten zu Raimund gelangt. Er hatte immer besorgt, daß seine Frohnatur, die er, ähnlich wie Goethe, von seiner Mutter geerbt hatte, ein Hindernis für die Verwirklichung der gemühtiefen Raimund-Gestalten bilden würde, und kam erst später auf das Zutreffende des Wortes, daß echter Humor nur aus den Tiefen echten Gemütes zu quellen vermag.

In einem Briefe an seine Mutter, welchen ich von dieser schlichten, grundgütigen Frau mit andern aus den ersten Tagen seiner Theaterlaufbahn zur Erinnerung erhielt, heißt es: „Wien ist eine schöne Stadt, aber teuer, und ich möchte nicht immer dort bleiben!“ Und eine Woche später. „Im Verulanium (so hieß ein Varietés in der Wienstraße) war ich auch. Der Direktor bot mir 100 fl. Monatsgage. Es gefällt mir aber gar nicht, es ist alles so unheimlich!“ Die Mutter, die besorgten Herzens den Lebenswandel des Neunzehnjährigen verfolgte, schrieb ihm nach Krems, wo er 1870 sein zweites Theaterengagement hatte, er möge nur ja auf seine Gesundheit schauen und sich namentlich vor verschiedenen Bräutungen des Lebens schützen, worauf er in einem Briefe vom 10. Jänner 1870 erwiderte:

„Liebe Mutter!“

Kannst ruhig sein, mein liebes Mutterl, ein Lump bin ich noch nicht, wenn ich auch schon zehn Monate beim Theater bin. Kannst ganz außer Sorge sein, weil ich auch kein Lump werden werde. Brauchst Dich auch wegen der Mäderln nicht zu fürchten, es ist mir noch keine gefährlich geworden, und ich bin in den Stücken, was den Eittentpunkt anbelangt, genau so wie früher.“

Ein halbes Jahr später kam er nach Wien und schrieb der Mutter in einem sechsseitigen Brief, daß er endlich (in der Neustiftgasse Nr. 28) eine Wohnung gefunden habe und glücklich sei, die Mutter nun zu sich nehmen zu können. „Nimm nur das Notwendigste und Beste von den Möbeln mit, denn sonst kommt der Transport zu hoch.“ Mit Stolz teilte er in dem Briefe auch mit, daß er neuerdings vom Direktor des Theaters an der Wien, Steiner, einen Antrag bekommen habe. „Ich soll schauen, so bald als möglich bei Straupfer frei zu werden. Er würde keine Kosten scheuen, mich zu engagieren. Ich sagte, bis jetzt habe ich keinen Grund, von Straupfer wegzugehen, jedoch sollte ich einmal frei sein, werde ich ihn benachrichtigen.“ Alle Briefe an das Mutterl sind durchströmt von Liebe, Zärtlichkeit und Sorge um ihr Wohl. So heißt es an einer Stelle: „Bleib gesund, meine nicht zu viel, denke Dir, daß unser lieber Herrgott uns nicht verläßt, weil ich noch kein Lump bin und auch keiner werde. Herzlichst grüßt Dich im Geiste Dein Dich liebender Sohn Alexander.“

Den Dingen seiner Mutter hat Girardi lange nicht verwunden. Sie entschlummerte vor neununddreißig Jahren, einen Segensspruch für ihren Kandi auf den Lippen, plötzlich sanft und schmerzlos infolge Altersschwäche. Girardi war am Tage zuvor zu einem kurzen Gastspiel nach Salzburg gereist, und dem Arzte und mir oblag es, den Freund durch

eine Reihe von Telegrammen auf das Schreckliche vorzubereiten. Ein gebrochener Mann trat uns entgegen, als ich und Girardis Kollege Karl Lindau ihn auf dem Westbahnhof erwarteten. Seine ersten Worte waren: „Jetzt ist's aus mit meinem Humor, jetzt heißt es einen Strich machen über den Komiker!“ Wie liebte aber auch diese Mutter ihren Sohn! Nichts vermag ihr Wesen besser zu kennzeichnen als die Worte: „Mir

braucht's nicht gut zu gehen, wenn es nur meinem Kandi gut geht und er gesund ist!“

Wenn Girardi auch nach kurzer Pause — wirklich unter Tränen lachend — possentreibend seinem fröhlichen Beruf wieder nachging, so war doch von diesem Augenblick ab ein Tropfen Vermut in der Art seiner Gestaltungen wahrzunehmen, und immer mehr sehnte er sich nach Rollen, in denen er wenn auch nur eine einzige gemütsarme Szene spielen konnte. Und da versuchte er sich, mit ungeheurer Sorge, ob es ihm gelingen würde, ein Jahre später am Valentin, der zu seiner Meisterschöpfung werden sollte. Dann griff er mit beiden Händen nach dem Schuster Weigl, dem Prototyp der Vaterliebe, und ein über das andre Mal ver-

anlaßte er mich und andre, ihm zu dem Couplet „So einfach und bescheiden“ die Mutterliebe und Kindesliebe glorifizierende Zusatzstrophen zu verfassen. Auf den Rappelkopf, den er seit dem Jahre 1880 in Wien nicht gespielt hatte, freute er sich noch in den letzten Wochen vor seinem Tode unbändig. Schon vor sieben Jahren war von dem Schreiber dieser Zeilen eine Aufführung des „Alpenkönig und Menschenfeind“ zu wohlthätigen Zwecken geplant, in welcher neben Girardi Josef Raimz den Alpenkönig spielen sollte. Beide Künstler waren Feuer und Flamme für die Sache, doch mußte wegen der allzu anstrengenden Probenarbeit eine Verschiebung auf die nächste Saison eintreten. Inzwischen befiel Raimz seine Todeskrankheit (noch auf seinem Krankenbette sagte er mir: „Wir müssen im Laufe dieses Winters doch unter allen Umständen mit dem „Alpenkönig“ herauskommen!“) — und das Projekt wurde mit ihm begraben.

Raimz war förmlich verkehrt in Girardi, und nichts soll ihm jemals soviel Spaß gemacht haben wie das einmalige Zusammenspielen mit ihm in einer Gelegenheitskomödie „Herr und Diener“, die, gleichwie dies beim „Alpenkönig“ der Fall gewesen wäre, wegen der frappanten Gestalt- und Gestaltähnlichkeit ihrer beider ganz außerordentlich wirkte. Als ich zur Feier des fünfzigsten Geburtstages Girardis an Raimz mit der Bitte herantrat, sich einer Ehrung für den Kollegen anzuschließen, schrieb er mir postwendend: „Aber selbstverständlich und mit tausend Freunden. Ich sehne mich förmlich danach, meinen alten Spezi, den lieben, von den Wienern noch immer nicht ganz verstandenen, das heißt in seiner ganzen Größe noch nicht verstandenen Girardi mitzufeiern, und stelle mich Ihnen in allem zur Verfügung.“ Und nun freute sich Girardi darauf, in einer Veranstaltung des Schwarzgelben Kreuzes, die am 27. April im Theater an der Wien hätte stattfinden sollen, endlich doch, wenn auch nur fragmentarisch, den Rappelkopf in der Röhlerhüttenzene zu spielen. Er hatte die Rolle, die er, wie gesagt, seit dreißig Jahren nicht gespielt hatte, vor zwei Monaten neu gelernt, und telephonierte mir noch vor seinem Gastspielausflug zu Beginn der Ramwoche, daß er damit fit und fertig sei und ich die Vorstellung sofort ansetzen könne. Ein grausames Schicksal hat das ebenso verhindert wie ein Zusammenwirken Girardis mit Baumeister, der vor zwei Jahren neben dem Bauer Wurzel Girardis das hohe Alter hätte verkörpern sollen, kurz zuvor aber ernstlich erkrankte.

Einer rührenden Episode sei bei diesem Anlaß gedacht. Bei einer Straußfeier, die im Jahre 1912 im Wiesner Theater stattfand und bei welcher eine Auswahl der ersten Bühnenkünstler Wiens vor dem Straußdenkmal defilierte, hielt es Baumeister nicht länger in seiner Loge, er eilte auf die Bühne, trat auf Girardi zu, und coram publico umarmten und küßten sich beide. Es war für alle Anwesenden eine unvergeßliche, rührende Szene.

Girardi hatte das Burgtheater und ernste Kunst überhaupt in sein Herz geschlossen. Seine an den Fingern einer Hand abzuzählenden freien Abende verbrachte er immer bei Klassikeraufführungen im Burgtheater oder bei Wagnerwerken in der Hofoper. Keiner, der mächtiger bewegt den Vorgängen zu folgen vermochte! Das tägliche Überwachen leerer Poesienrollen war ihm mitunter eine Greuel: „Ich weiß ja gar nicht mehr, wie's zwischen sieben und zehn in Wien ausschaut, und muß da jeden Tag an Wursl machen“ — rief er eines Tages voll Unmut aus.

So mancher Stoßsenker entrang sich ihm, daß er allzu früh, fast unbelastet mit Bildungsgepäck und ohne eine Rusfnote zu kennen (was er auch nie erlernte!), wie er sich ausdrückte, seine Laufbahn hatte eröffnen müssen. Und es ist bezeichnend, daß das erste Büchlein, das er sich von seiner ersten Gage in Rohitsch-Sauberbrunn anschaffte — Schillers Gedichte waren... Niemals werde ich eines Nocturno vergessen, in dem sich mir das empfängliche Gemüt und das reiche Seelenleben Girardis wahrhaft fesselnd erschloß. Wir wohnten in Marienbad in demselben Hotel. In einer heißen Gewitternacht klopfte es gegen drei Uhr morgens an meine Tür, und mit förmlich stehender Stimme bat Girardi, ihm Einlaß zu gewähren. Ich fragte besorgt, ob ihm etwas zugefallen sei, doch führte ihn nur die unbezähmbare — Gewitterangst zu mir. Es wollte mir nicht gelingen, ihn zu beruhigen; da kam mir der Gedanke, ihm etwas vorzulesen, und ich schlug aufs Geratewohl einen Band Seine auf und las unter Donner und Blitz das eine und das andre Gedicht. Niemals mag Seine einen begeisterten und verständnisvoller Zuhörer gefunden haben. Rasch hatte er sein Angstgefühl überwunden, und es war, als ob eine neue Welt für ihn aufgegangen wäre.

Vor wirklicher Literatur hatte er überhaupt immer gewaltigen Respekt. Eine kleine Tatsache aus der allerletzten Zeit: Wenige Tage, bevor er erkrankte, begegnete er einem sehr bekannten Wiener Feuilletonisten und Dramatiker, der auch im Burgtheater